

Automatisches Schreiben

Übung 4: Schreiben Sie 6 Minuten einen Text im Automatischen Schreiben. Lassen Sie den Text
MT ein paar Tage liegen und nehmen Sie ihn dann wieder zur Hand. Entdecken Sie
in Ihrem Text ein Thema? Oder mehrere?

Ich weiß gar nicht, ob ich so schnell schreiben kann und hab auch keine Gedanken, ich frage mich, wie das alles gehen soll und denke mir Holocaust wegen des Podcasts eben und wie traumig alles ist, dass es eine Welt gibt und in dieser Welt so viele Schmerzen und so viel Leid. Das Lesen von normalen Texten als heiße Texte fasziniert mich. Ich kann echt nicht so schnell schreiben. Vielleicht sollte man Kurseschrift lernen. Aber andererseits kommen die Gedanken auch nicht schnell genug. Ich frage mich, ob es am Ende über wirklich um die Geschwindigkeit geht oder nicht vielmehr um das nach vorne schreiben, das nicht zurückschauend, denken oder lesen. Ich frage mich auch ob ich das richtig mache. Wenn ich Stralton's jog schreibe, will ich unbedingt den Holocaust mit reinbringen. Was wenn Maldoog jemand ist, der einen Nazi mit KZ-Vergangenheit in der Familie hat. Was wenn sein Großvater die Großmutter der Komapatientin getötet hat - und er platzt sie retten. Ein Leben für ein Leben. Kann das überhaupt etwas gut machen oder wäre das dann schon verharmlosend, weil man impliziert, dass man ein so großes Verbrechen mit so einer kleinen Geste wieder gut machen könnte. Und überhaupt - warum nicht mal eine Liste aller Täter vorlesen? Ich war da mal dabei, als sie die ganze Nacht die Liste der Opfer vorgelesen haben. Aber es wäre auch interessant, der Täter zu gedenken; es wirkt ja immer so, als seien die Menschen im System gestorben; doch in den KZ waren Menschen. Die haben dort gearbeitet und getötet. Wer waren diese Menschen? Täter und Opfer sind immer miteinander verknüpft. Ich finde, man sollte beides gedenken; nicht vergessen, dass die Täter waren. Trotzdem gibt es für diese Täter doch immer nur ein paar Vorzeig-Nazis als Gesicht, Hitler, Himmler, Goebbels, Braun - doch die tatsächlichen Täter, die im KZ waren, bleiben aufhänger lieben. Ich denke mal, sie haben die Leute im KZ gezwungen das selbst zu tun. Und vielleicht gab es da auch Helfer. Vielleicht Leute, die den Opfern Brot gaben, die versucht haben das unvermeidbare Unmenschliche etwas menschlicher zu machen. Ähnlich wie Menschen, die in Schlachthöfen arbeiten. Ein Schlachter, der schnell schlachtet, damit es dem Tier nicht weh tut. Leute, die sich dafür einsetzen, dass zumindest bestimmte Bedingungen erfüllt werden und niemand unnötig gequält wurde. Vielleicht gab es auch diese Täter - und auch die anderen, die die nicht gut waren. Wie sind sie so geworden. Wenn nicht verstanden wird, wie das Böse entsteht, wie kann ich mir dann sicher sein, dass das Böse nicht in mir selbst wohnt.

Leo und Lou

Als ich aufwache, rast mein Herz. Etwas Kaltes hat mich berührt. Mir schaudert, denn ich weiß, es muss Lou gewesen sein. Neben mir höre ich gleichmäßige Atemzüge. Die Vorhänge sind nicht ganz zugezogen. Durch den schmalen Schlitz kriecht das Morgenlicht ans Bett. Vorsichtig schiele ich nach links. Elke schläft wie immer auf dem Bauch. Ihr Gesicht ist mir zugewandt, der Mund leicht geöffnet. An ihrem Mundwinkel glitzert es silbrig feucht. Darunter hat sich ein kleiner dunkler Fleck auf dem Kopfkissen geformt. Den Arm hat sie neben sich angewinkelt, das Knie ist angezogen. Wie hinterrücks erstochen liegt sie da. In Gedanken ziehe ich ihre Form mit Kreide nach.

Manchmal schließe ich nachts die Haustür nicht ab. Damit es die Einbrecher leichter haben. Doch bei uns bricht keiner ein. Es ist ein Zeichen an unserer Tür. Drei gut sichtbare Kerben. Unsere Wohnungstür könnte offen stehen. Keiner käme herein.

Oft spiele ich mit dem Gedanken, es einfach selbst zu tun. Mich zu befreien. Von ihr. Von diesem Leben. Aber ich finde den Mut nicht. Nicht nach Lou.

Und dann wacht sie auf. Schnell schließe ich die Augen und hoffe, sie hat mein Wachsein nicht bemerkt. Und dann bete ich. *Lass sie nicht in Stimmung sein. Wenigstens heute nicht. Nur heute nicht.* Aber meine Gebete werden nicht erhört. Und eigentlich ist das auch richtig so.

Schon drückt sie sich an mich. Ihre teigigen Brüste bedrängen mich, wollen geknetet werden. Alles an ihr ist weich. Mir ekelt vor dieser Weichheit. Und doch, sie beschwört etwas von *ihm* herauf: die Härte seiner Muskeln, die sich sehnig unter seiner Haut spannten. Obwohl ich es nicht will, werde ich hart. Und dann berühre ich diese Frau. Berühre sie, wie er es getan hätte. Sie seufzt und reibt sich an meinem nackten Bein. Ganz feucht ist sie.

„Ich will dich!“, raunt sie.

Ihr Atem riecht säuerlich. Bevor mich meine Erektion verlässt, stoße ich in sie und denke an Lou. Die Sachen, die ich ihr ins Ohr flüstere, sind für ihn gedacht. Ob er sie hört?

Mir ist, als hänge ein Geruch von Tabak und Moschus in der Luft. *Sein* Geruch. Bestimmt steht er neben dem Kleiderschank. Dort, wo das Morgenlicht zuletzt hinfällt. Von dort schaut er uns zu.

Wie schön war es, sich in seinen starken Armen schwach zu fühlen. Mein Penis merkt zuerst, wie traurig mich dieser Gedanke macht. Bevor er ganz weich wird, stecke ich ihr einen Finger in den Hintern. Sie kommt sofort. Den Trick habe ich von Lou gelernt. Zufrieden lässt sie von mir ab, lächelt, steigt aus dem Bett.

„Kaffee?“, fragt sie.

Nackt geht sie zur Tür, greift nach dem seidenen Kimono und streift ihn über. Vorne lässt sie ihn offen. Ihre schweren Brüste hängen tief. Zwei Kinder haben daran gesaugt. Und wie viele Männer? Egal eigentlich. Was mir nicht egal ist: Ich bin einer von ihnen. Obwohl ich das alles nicht gewollt habe. Obwohl es ein Unfall war.

Elke wartet meine Antwort nicht ab und geht in die Küche. Ich höre das Mahlen der Kaffeemühle, seufze und richte mich auf. Unentschlossen bleibe ich auf der Bettkante sitzen. Mein Blick fällt zur dunklen Ecke neben dem Kleiderschrank. Ich suche Lou in den Schatten. Halb hoffe ich ihn dort zu sehen, halb fürchte ich es. Ob er zufrieden mit mir ist?

Plötzlich habe ich einen galligen Geschmack im Mund. Als hätte ich mich am Abend zuvor erbrochen. Ich hasse

mein Leben. Aber allein schon das Gefühl ist absurd, denn es ist *sein* Leben, das ich führe.

Ich brauche beide Arme, um mich aus dem Bett zu stemmen. Jeden Morgen komme ich schwerer hoch. Bald wird es mir unmöglich sein, mich dem Unvermeidlichen zu stellen: Einem weiteren Tag, an dem ich nicht ich selbst bin. Denn das ist die Wahrheit: Mich gibt es nicht mehr. Seit Jahren gibt es mich nicht mehr.

Ich schlüpfte in seine Jeans, die ich umgeschlagen habe, weil ich fünf Zentimeter kleiner bin als er. Dann greife ich im Schrank nach einem seiner Pullover und schnuppere daran. Er riecht nach ihm. Zumindest bilde ich es mir ein. Lächelnd streife ich mir den Pulli über und gehe in die Küche. Elke hat mir bereits eine Tasse an meinen Platz gestellt, daneben liegt die Zeitung. Der Börsenbericht ist aufgeschlagen. Eine Mahnung. Ich kann mir keine langweiligere Lektüre vorstellen. Und doch: Ich setze mich an den Küchentisch und greife nach der Zeitung, als könne ich es kaum erwarten. Während ich über den dampfenden Kaffee puste, studiere ich Dax, Nikkei und Dow Jones.

Gerne hätte ich Milch und Zucker in den Kaffee getan. Aber den Gedanken verbiete ich mir sofort. Lou hat seinen Kaffee immer schwarz getrunken.

„Gehst du heute zum Friedhof, Lou?“, fragt Elke mich beiläufig, als ich gerade am Kaffee nippe.

Vor Schreck verbrenne ich mir die Zunge. Plötzlich ergibt alles einen Sinn. Die schaurige Kälte, die mich geweckt hat. Sein Geruch in der Luft. Das Gefühl, er stehe in den Schatten.

„Selbstverständlich“, sage ich und werde ganz aufgereggt.

Immer wieder schaue ich auf den Minutenzeiger der Küchenuhr, den die Sekunden quälend langsam vorwärts schieben. Ich kann es kaum erwarten, dass Elke zur Arbeit geht. Als sie zehn vor acht endlich an der Tür ist, muss ich an mich halten. Am liebsten würde ich Elke mit beiden Händen aus der Wohnung stoßen. Stattdessen küsse ich sie. Der Kuss schmeckt nach Kaffee und Zahncreme. Ganz liebevoll küsse ich sie und meine es beinahe ernst.

Ich überlege mich zu rasieren. Nachdenklich streiche ich über meine Stoppeln. Meinen Dreitagebart hat Lou immer gemocht. Darum lasse ich das Rasieren sein, ziehe Jeans und Pullover wieder aus und seinen besten Anzug an. Keine

zehn Minuten nachdem Elke gegangen ist, fällt die Tür hinter mir ins Schloss. Beim Hinausgehen fahre ich mit der Hand über die Kerben am Türrahmen. Ein Tick, den ich mir über die Jahre hinweg angewöhnt habe. Das Zeichen an der Tür erdet mich. Ich sollte mir keine zu großen Hoffnungen machen. Den Wenigsten wird vergeben.

Neben dem Tor zum Friedhof ist ein Blumenladen. Ich kaufe Nelken. Seine Lieblingsblumen. Fünf weiße. Eine für jedes Jahr, das wir uns liebten. Und eine rote für das Jahr, in dem er starb. Die rote Blüte breche ich ab und stecke sie mir ins Knopfloch.

Der Weg zum Grab ist verschlungen, wie es nur die Wege auf Friedhöfen sind. Kies knirscht unter meinen Schuhen. Rhododendren-Büsche säumen den Weg und verströmen einen betörenden Duft. Ich liebe diesen Geruch, auch wenn er die Herznote des Friedhofs nicht zu übertönen vermag. Selbst im Sommer riecht die Luft herb und erdig nach modrigem Laub. Hinter einer Biegung taucht die Kastanie auf, in deren Schatten der weiße Marmorstein liegt.

Und dann stehe ich davor. Vor dem Grab, auf dem mein Name steht. Das Grab ist leer. Lou haben sie damals an einem anderen Ort begraben. Wo, das verrät man mir nicht.

Ich lege die Blumen für ihn trotzdem aufs Grab. Dann zupfe ich ein wenig Unkraut weg, das neben dem weißen Marmorstein hervorlugt.

Mein Grab ist mein Schandfleck. Damit ich nie vergesse, was ich getan habe. Es ist aber auch mein Silberstreif. Denn nur an meinem Grab können wir uns begegnen. Einmal im Jahr.

Mit einem Taschentuch beginne ich das bräunliche Moos von meinem Namen abzurubbeln. *Leo Grimm* steht da. 1983-2017. Leo bin ich schon lange nicht mehr. Lous Todestag ist auch meiner geworden.

Leo Grimm. Ich forme den Namen mit dem Mund, ohne ihn auszusprechen. Seltsam fremd ist er mir geworden, dieser Leo. Das L ist besonders schmutzig. Ich bekomme es fast nicht sauber. Als ich endlich mit dem zweiten M fertig bin und das Messing meines Namens wieder glänzt, ist sie gekommen: die Stunde der Vergebung.

Ich spüre es an der plötzlichen Kälte. Wenn die Schatten ins Licht treten, bringen sie ein Stück Jenseits mit. Jedes Härchen meines Körpers sträubt sich und doch möchte ich dieses Gefühl nicht missen. Denn es heißt, er ist mir nah.

„Hab dich vermisst“, flüstere ich und drehe mich um zu ihm.

Seine dunkle Form schält sich aus den Schatten. Er kommt auf mich zu, bis er dicht vor mir steht. Mit hohlen Augen sieht er mich an. Er wirkt verloren, irgendwie.

Ich strecke meine Hand aus, bis ich ihn fast berühre. Dann halte ich inne. Genau das ist der Moment, der mich am meisten schmerzt. Weil ich ihm näher nicht komme und ihm gerade deshalb unendlich fern bin.

Lou spricht nicht mit mir, wenn wir uns treffen. Nie. Es ist an *mir* zu sprechen. Jedes Jahr an seinem Todestag darf ich darum bitten, dass er mir vergibt.

Früher hat es Mörder gegeben, die mehr als einen Menschen umgebracht haben. Drüben in Amerika, sagt man, gäbe es eine, die drei umgebracht hat und noch bei Verstand ist. Wie sie es schafft weiterzuleben, ist mir ein Rätsel. Die meisten werden wahnsinnig.

Seit die Toten nicht mehr ins Licht gehen, braucht es keine Gefängnisse mehr. Die Toten richten selbst. Sie weilen in den Schatten, werden Schatten, starren aus jedem dunklen Fleck mit weiten Augen und Mündern und schreien, schreien, schreien.

Wem ein Schatten folgt, wird wahnsinnig. Oder er bezahlt. Ein Leben für ein Leben. Und das ist schlimmer, als selbst gestorben sein. Denn es gibt dich und es gibt dich nicht. Bis dir vergeben ist.

Weil Lou nicht spricht, erzähle ich. Ich weiß, was er hören will. Lou will sein Leben in allen Farben sehen, mit allen Sinnen kosten. Ich gebe mir Mühe. Und nicht nur, weil ich will, dass er mir vergibt. Ich *liebe* ihn. Und unsere gemeinsame Stunde, dieses erzählte Leben, einmal im Jahr, das ist alles, was er noch hat. Es ist das einzige, was ich noch für ihn tun kann. Und das Mindeste dazu. So erzähle ich von Hanna, die im Sommer Abitur macht. Von Tom, der frisch verliebt ist. Und natürlich von Elke, seiner Frau. Lou will immer alle intimen Details wissen. Das sehe ich ihm an. Nur bin ich mir nicht sicher, ob ihm der Sex mit ihr fehlt oder ob er mich quälen will.

„Es war keine Absicht“, ende ich, als es nichts mehr zu erzählen gibt. „Vergib mir“, schiebe ich leise hinterher.

Lou schweigt und starrt durch mich hindurch.

Ich habe schon oft gedacht, dass es vielleicht gar nicht stimmt. Das mit der Stunde der Vergebung. Vielleicht ist sie nur eine Legende, die sich Verdammte erzählen,

weil sie Hoffnung brauchen. Weil es sonst nicht auszuhalten ist, dieses fremde Leben, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Seit die Toten nicht mehr ins Licht gehen, ist selbst der Tod keine Erlösung mehr. Zumindest nicht für Mörder. Die Schatten zerren sie zurück ins Leben, bis ihre Schuld beglichen ist oder der Wahnsinn sie zeichnet. Und auf Erlösung durch fremde Hand darf niemand hoffen. Die Zeichen an der Tür verraten jedem, wer in diesem Haus seine Schuld abträgt.

Ich spüre die drei Kerben, als wären sie mir in die Fingerspitzen geritzt. Hilflos ballt sich meine Hand zur Faust. Ein Unfall. Nur ein Unfall. Wirklich?

Dann sehe ich ihn wieder liegen, unten an der Treppe. Lou. Wie er mit unnatürlich verdrehtem Kopf und gebrochenem Blick zu mir hochstarrt. Ein Schubser im Streit, nur ein Schubser. An die Treppe hatte ich im Zorn nicht gedacht.

Ich raufe mir mit beiden Händen die Haare und weiß selbst nicht so genau, warum ich weine. Alles ist schon so lange her und doch ...

„Warum wolltest du Elke nicht verlassen? Du hast doch *mich* geliebt!“, sage ich tonlos.

Lou steht einfach da. Wortlos. Sein Mundwinkel zuckt.
Da weiß ich es bereits.

„Verdammt!“, schreie ich ihn an. „Mach es endlich!“
Meine Stimme ist fest, doch mein Körper verrät mich. Ich zittere. Meine Muskeln haben sich verkrampft in Erwartung eines großen Schmerzes. Ängstlich starre ich auf seinen Mund, den er genüsslich weit und weiter aufreißt, der zu einem schlingenden Schlund wird. Und dann verschlingt dieser Schlund mein letztes Glück, verkehrt es in sein elendes Gegenteil und das Heulen beginnt. Ich presse die Hände auf meine Ohren, obwohl das nutzlos ist. Das Heulen der Toten hallt im Herzen wider und es gibt keinen, den es nicht das Fürchten lehrt. Zusammengekauert warte ich, bis es vorüber ist. Und als es vorbei ist, bin ich noch da und Lou ist weg.

Der Kies knirscht unter meinen Sohlen. Das eiserne Friedhofstor fällt hinter mir ins Schloss. Ich ziehe die Nelke aus dem Knopfloch und zerkrümle sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ich glaube, es gibt keine Vergebung. Nur Schuld. Und Sühne.

Mein Name ist Lou Habersberger. Und wird es noch eine Weile bleiben.